

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 6 (1910)

Artikel: Zürcher Sittlichkeit
Autor: Brüscheiler, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER SITTICHKEIT

„Es franzolet bedenklich in unserer schweizerischen Großstadt.“ So war vor etlicher Zeit in einer schweizerischen Tageszeitung zu lesen.

Gemeint ist Zürich. Und der's behauptet hat, ist einer, dem man an vielen Orten glauben wird. Schließlich hat er auch nur einmal das niedergeschrieben, was andere Leute schon oft genug gesagt haben. Die mündliche und schriftliche Ausdrucksweise mag zwar eine verschiedene sein, der Begriff bleibt derselbe. Wer es liest, denkt nicht zuletzt an eine Lockerung von Sitte und Sittlichkeit in unserer schweizerischen Großstadt. Vielleicht fälschlicherweise, es kann ja sein, dass dem Urheber dieses schönen Ausdruckes eine solche Gedankenunterschiebung gänzlich ferne lag. Aber im befangenen Gemüt löst die Redewendung ganz unwillkürlich Eindrücke aus, die unsere Stadt in moralischer Hinsicht nicht im rosigsten Lichte erscheinen lassen. Zürich ist ohnedies in den Augen vieler sonst unbescholtener Miteidgenossen ein modernes Gomorra, in dem jeder unfehlbar untergeht, der nicht schon in der Wiege eine unerschütterliche Tugendfestigkeit mit auf den Lebensweg bekam. Zum Überfluss werden unsere lieben Mitbürger draußen in der „Provinz“ in diesem ihrem Glauben von Zeit zu Zeit noch bestärkt durch jene sonderbaren Zeitungsmeldungen, die der staunenden Menschheit mit mehr oder weniger Gewissenhaftigkeit Kenntnis geben von den im Niederdorf auf die Dirnen veranstalteten Polizei-Razzien, vom Animierkneipenwesen in Zürich und von seinen obskuren Zigarrenläden und dergleichen interessanten Sachen. Wie Kunstdünger auf Kohlköpfe wirkt dann jeweilen solche Zeitungskost auf die Einbildungskraft der ahnungsvollen Leser, sie belebt die Phantasie und bringt sie zu üppiger Entfaltung. Sie gibt den Seldwylern wieder ein „Diskussions“-Thema für den Abendschoppen im „Sternen“ oder „Ochsen“ und für das Kaffeekränzchen bei der Frau Gemeinderat . . . Dabei mag es dann ab und zu auch vorkommen, dass der eine oder andere Seldwyler in diesen Dingen über eine Sach- und Ortskenntnis verfügt, um die ihn die meisten Stadtzürcher nicht etwa beneiden, wohl aber bewundern müssten!

Aber nicht mit den Helden irgend eines Seldwyla will ich mich beschäftigen. Gegen Vorurteile zu kämpfen ist stets verlorene Liebesmüh'. Meine Betrachtungen gelten vielmehr der am Anfang dieses Aufsatzes wiedergegebenen positiven Behauptung. Ein Mann der Wissenschaft hat sie aufgestellt und zu beweisen versucht durch die „gewaltige Abnahme der Geburtenziffer“ in Zürich.

Wie verhält es sich damit?

Zürich zählte im Jahr 1901 auf 1000 Einwohner 32,84; im Jahr 1907 noch 23,25 Lebendgeborene. An diese Feststellung knüpft der Verfasser des betreffenden Artikels folgende Bemerkungen:

„Das sind Zahlen, die eine deutliche Sprache sprechen. In einem so kurzen Zeitraum hat noch keine Schweizerstadt die Geburtenziffer vermindert. Es muss jedenfalls schrecklich in dieser Richtung „gearbeitet“ werden. — Die letzten drei Jahre zeigen besonders einen ganz an Genf erinnernden Zustand. Leitartikel im „Volksrecht“ und Inserate im „Tagesanzeiger“ wirken diesbezüglich (!) einmütig in gleicher Richtung. — Trotz dieser Abnahme der Geburtenziffer im allgemeinen weisen die unehelichen Geburten im Gegenteil eine Zunahme auf.“

Ich gebe zu, dass die Geburtenziffer von 1901 auf 1907 in der Stadt Zürich außerordentlich stark gefallen ist¹⁾. Aber aus dieser Tatsache allein den Schluss zu ziehen, die natürliche Bevölkerungsvermehrung in Zürich gehe mit Eilschritten französischen Zuständen entgegen, ist durchaus unrichtig und unüberlegt: unrichtig, weil Zürich auch heute noch eine viel höhere Geburtenziffer aufweist als zum Beispiel Genf; unüberlegt, weil die Geburtenhäufigkeit an und für sich kein genügender Maßstab für die Beurteilung der Bevölkerungsentwicklung darstellt, sondern ihre volle Bedeutung erst im Zusammenhang mit der Sterblichkeit erhält. Die Bevölkerungspolitik erblickt ihr Ideal nicht darin, dass ohne Rücksicht auf soziale und wirtschaftliche Verhältnisse ad infinitum Kinder in die Welt gesetzt werden. Eine hohe Geburtenziffer allein bildet noch lange keinen Beweis für die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit einer Rasse oder einer Volkseinheit; sonst müssten die Russen und Balkanvölker mit ihrer fast

¹⁾ Im Jahr 1908 ist sie zwar wieder gestiegen — ob infolge der Aussetzungen jenes Zeitungsschreibers, entzieht sich allerdings der statistischen Beobachtung!

unheimlichen Fruchtbarkeit an der Spitze der Kulturbewegung marschieren.

Auch die Behauptung, dass noch keine Schweizerstadt in einem so kurzen Zeitraum ihre Geburtenziffer vermindert habe, hält näherer Prüfung nicht stand. Folgende Zahlen mögen dies dartun:

Städte	Lebendgeborene auf 1000 Einwohner	
	im Jahr 1901	im Jahr 1907
Zürich	32,84	23,25
Bern	30,19	25,62
Basel	30,06	22,80
Luzern	28,06	26,35
Chaux-de-Fonds	27,80	22,31
St. Gallen (mit Tablat)	25,80	29,60
Lausanne	25,69	22,40
Genf (mit Vororten)	20,73	16,79

Wir sehen, dass alle Städte, mit Ausnahme von St. Gallen, einen, teilweise sogar recht ansehnlichen, Geburtenrückgang zu zu verzeichnen haben. Wenn Zürich seine Ziffer etwas mehr als die andern Schweizerstädte herabgesetzt hat, so war es dazu jedenfalls am meisten — ich möchte fast sagen — legitimiert, indem es im Jahr 1901 eine Geburtenhäufigkeit aufwies, die erheblich über derjenigen der andern Städte stand. Auch heute noch ist Zürich „nicht die geringste unter den Städten Judäas“. Nur drei der erwähnten Gemeinwesen haben eine größere, vier dagegen eine kleinere Geburtlichkeit.

Vergessen darf auch nicht werden, dass die Geburtenhäufigkeit sehr von der Eehäufigkeit abhängig ist. Die Eehäufigkeit war aber von 1902 an merklich geringer als in den Jahren vor 1901. Unschwer lässt sich aus diesen Bevölkerungsvorgängen die wirtschaftliche Konjunkturkurve herauslesen. Es zeugt meines Erachtens nur von einem gesunden Sinn und einer starken Willens-tätigung, wenn der Mensch in Zeiten des erschwerten Existenz-kampfes eine weise Beschränkung in der Vereinigung der Ge-schlechter und in der Vermehrung des Geschlechtes ausübt. Und sicher ist es nicht am schlimmsten bestellt um die Glieder einer Gemeinschaft, die auch in der Hingabe an sich selbst und im Genusse der Gegenwart die Sorge für die Kinder und deren Zukunft nicht vergessen.

Gewiss, auch hierin gibt es wieder Grenzen. Eine Beschränkung der Geburtenziffer auf 13 bis 15 ‰, wie sie bei den zürcherischen Stadtbürgern seit Jahren Regel ist, ist entschieden des Guten zu viel und wohl eher auf egoistische Eingebungen, als auf weise Erwägungen zurückzuführen. Diese niedere Geburtlichkeit hat in Verbindung mit einer hohen Sterblichkeit vermocht, das stadtbürgerliche Element der zürcherischen Bevölkerung auf den Aussterbe-Etat zu setzen. Eine Ursache für diese bedauerliche Erscheinung mag ja auch in einem etwas andern Altersaufbau der Stadtbürger liegen; denn ihre Besetzung der obern Altersklassen — die für die Reproduktion der Bevölkerung nicht oder kaum mehr, dagegen infolge ihrer größern Sterbenswahrscheinlichkeit sehr für die Reduktion in Betracht fallen — ist eine stärkere als bei den andern Heimatsgruppen. Ausschließlich bei den Stadtbürgern, nicht aber bei der Bevölkerung der Stadt Zürich als Ganzes, herrscht eine Bevölkerungsrekonstruktion vor, die lebhaft an die der „großen Nation“ erinnert.

Als Beleg für das Gesagte füge ich hier die Zahlen für das Jahr 1907 bei.

	Es betrug auf 1000 Einwohner bzw. 1000 Heimatsangehörige die Zahl der		Geburten-Überschuß(+)
	Lebend-geborenen:	Gestorbenen:	bezw. Ausfall(-):
in Paris	18,80	17,61	+ 1,19
in den andern französischen Großstädten	20,81	22,15	— 1,34
in ganz Frankreich	20,32	20,67	— 0,35
in Zürich:			
bei den Stadtbürgern	14,82	16,43	— 1,61
bei der Gesamtbevölkerung	23,25	12,74	+ 10,51

Die andern, bereits zur Vergleichung herangezogenen Schweizerstädte hatten im Jahre 1907 folgende Geburtenüberschüsse zu verzeichnen:

St. Gallen	13,20	Lausanne	9,28
Luzern	13,09	Bern	9,02
Basel	9,73	Chaux-de-Fonds	7,97

In Genf hielten sich 1907 die Geburten und Sterbefälle genau die Wage.

Nicht nur weist also die Stadt Zürich gegenüber Frankreich ganz andere, dreißigmal bessere Verhältnisse auf, sondern auch im Vergleich mit den größeren Schweizerstädten steht sie hinsichtlich ihrer natürlichen Bevölkerungsvermehrung sehr ehrenvoll da. Wer angesichts solcher Zahlen Behauptungen wie die von uns bestrittenen in die Welt hinausschreibt und sich dabei den Anschein der Wissenschaftlichkeit gibt, der kann von dem Vorwurf der Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit nicht gut freigesprochen werden.

Es ist im betreffenden Artikel auch die Rede von den unehelichen Geburten, die trotz der Abnahme der Geburtenziffer im allgemeinen zugenommen haben. Nun waren in der Stadt Zürich von 100 Geborenen unehelich: 1907 13,6, 1906 12,2, 1905 13,1, 1904 13,5! Wirklich, die Überhandnahme der außerehelichen Geburten ist erschreckend und mahnt zu eidgenössischem Aufsehen! Übrigens sind diese Verhältnisse in Zürich nicht viel ungünstiger als in manch anderer Schweizerstadt. Die Ironie will es, dass gerade St. Gallen, das seiner hohen Geburtenziffer wegen unserm Gewährsmann als Musterstadt gelten muss, von allen deutschschweizerischen Gemeinwesen mit über 30,000 Einwohnern neben Zürich verhältnismäßig am meisten Uneheliche zählt.

Einige Beispiele aus Deutschland mögen an dieser Stelle nicht unangebracht sein; es hatten im Jahre 1906 uneheliche Geburten:

Marburg	37,7 %	Heidelberg	25,4 %
Gießen	32,7 %	Jena	24,4 %
Tübingen	32,2 %	Göttingen	23,7 %
Greifswald	31,1 %	Bonn	21,7 %
München	26,7 %	Erlangen	20,4 %

Mit derartigen Zahlen können wir in schweizerischen Landen allerdings nirgends konkurrieren, nicht einmal in Zürich. Denn jedes dritte bis fünfte Kind, das in diesen deutschen Universitätsstädten herumläuft, ist einem Liebesbunde entsprossen, der weder vom Priester gesegnet noch vom Zivilstandsbeamten anerkannt war. Heinrich Heine hat sicherlich gewusst, warum er unter den Merkwürdigkeiten Göttingens gleich nach den Kirchen die Entbindungsanstalt aufzählt!

Der Versuch, unsere Stadt ihrer unehelichen Geburten wegen moralisch in Misskredit zu bringen, verdient eben so sehr zurück-

gewiesen zu werden wie die Legende vom Rückgang der Bevölkerung Zürichs im Sinne einer französischen Unterbilanz.

ZÜRICH

CARL BRÜSCHWEILER



DES REICHES KOMMEN

Diese schlichte Erzählung¹⁾ von drei Brüdern, Hinnerk, Peter und Hans Schmidt, dürfte ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes werden. Hinnerk erbt von Peter einen ansehnlichen Lotteriegewinn, wovon — so haben es die zwei Brüder unter sich beschlossen — Hans keinen Pfennig bekommen soll; denn Hans hat schlecht an Hinnerk gehandelt; er ist mit dessen Braut nach Amerika gefahren. Aber die Sache mit dem Lotteriegewinn ist ruchbar geworden; es wird eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und Hinnerk schwört einen Meineid um der verborgenen Geldkiste willen. Von jenem Tage ab findet er weder Ruhe noch Frieden mehr, und unter langen inneren Kämpfen gelangt er zum Entschluss, sein gegen Gottes Gebot begangenes Unrecht zu sühnen. Er stellt sich den Behörden.

Alles in dieser Novelle ist vortrefflich motiviert, die Gestalten muten uns lebenswahr und echt an, und die schlichte Sprache steht zum Inhalt im besten Verhältnis. Vielleicht wäre es möglich, in einer neuen Auflage den missglückten Satz auf Seite 51 zu verbessern: „Ein einfacher . . . Mann, war ihm der fromme Glaube“ usw.

In einem kurzen Vorwort nimmt Kröger zu der Frage Stellung: „Plattdeutsch oder Hochdeutsch; wie lasse ich meine Bauern reden?“ Jedenfalls hat der Verfasser *für sich* die Frage richtig entschieden; auch dürfte er gar so Unrecht nicht haben, wenn er zwischen einem mundartlichen Dialog und einer hochdeutschen Erzählung einen Widerspruch sieht und meint, dass die Einheitlichkeit der Schöpfung darunter leide, wenn sie „in zwei Sprachen geschrieben“ sei.

„Ich bin der Ansicht, plattdeutsche Helden sollen zwar hochdeutsch sprechen; aber sie sollen es in einer Weise tun, dass der Leser den plattdeutschen Grundton heraushört. Die Worte müssen danach gewählt sein, die Gedanken und ihre Verbindungen auch.“

Nach meinem Dafürhalten hat Kröger dieses Prinzip aufs glücklichste befolgt und die paar „Trommelschläge“ in der Mundart, die er mitten hineinstellt in den hochdeutschen Text, sind gut gewählt und von der beabsichtigten Wirkung.

Über die Ausstattung läßt sich nicht viel sagen, weder gerade Rühmliches, noch Unrühmliches. Unseren heutigen Ansprüchen erscheint der Druck etwas langweilig. Aber das Buch verdient, wie Krögers frühere Novellen, Beachtung als ein gesundes und echtes Kunstwerk, das seinen Weg machen wird.

ZÜRICH

HANS MÜLLER-BERTELMANN

¹⁾ TIMM KRÖGER, *Des Reiches Kommen*, Novelle. Kl.-8°. 193 Seiten. Preis Mk. 2.50
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg 1909.

